

Schweizerdeutsch und Schriftdeutsch

Von

Dr. phil. H. Stickelberger

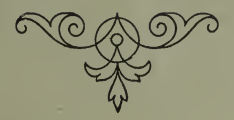
Lehrer am Oberseminar

in Bern

Sonderabzug aus dem ersten Jahresbericht

des Deutschschweizerischen Sprachvereins.

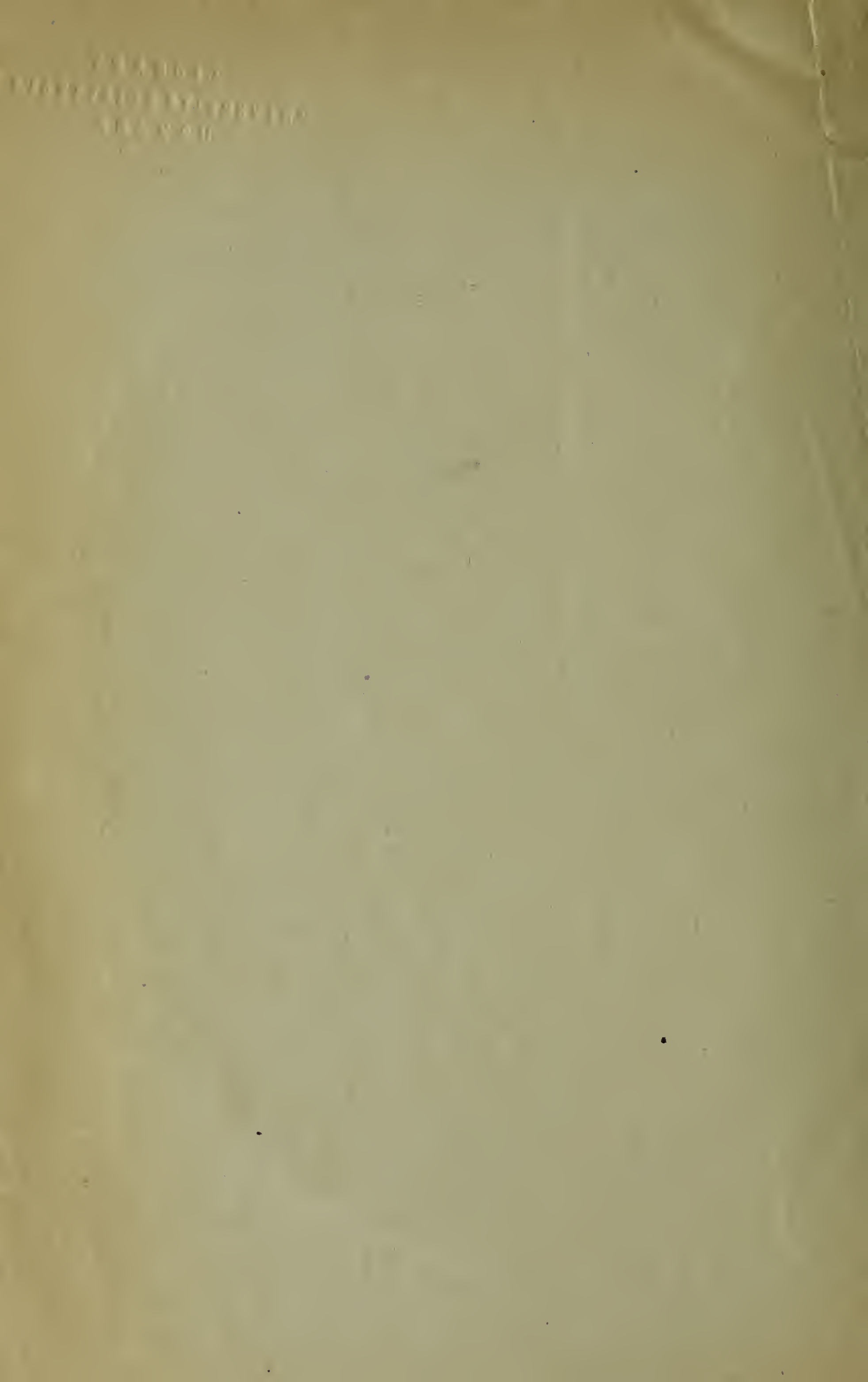
Flugschrift 1.



BERN

Buchdruckerei Gottfr. Iseli

1905



Sonderabzug aus dem Jahresbericht des Deutsch-
schweizerischen Sprachvereins 1905

Schweizerdeutsch und Schriftdeutsch.

Von Dr. *H. Stickelberger* in *Bern.*

Am Schlusse seines trefflichen Aufsatzes « Die neuere Sprachentwicklung in der deutchsen Schweiz » (erschienen in der Schweizerischen Rundschau 1892) sagt *O. v. Greyerz:* «Was folgt aus alledem? Es folgt daraus, dass wir Schweizer weder einen reinen Dialekt noch eine reine Schriftsprache reden. Statt dessen hat sich bei uns seit nicht sehr langer Zeit eine dritte Sprache herausgebildet, welche Aussicht hat, sich immer mehr zu verbreiten; eine Sprache, welche einerseits den Dialekt tötet und andererseits die Einführung und Angewöhnung einer reinen Schriftsprache verzögert und erschwert.»

So weist auch *E. Tappolet* (jetzt Professor der romanischen Sprachen in Basel) in seiner Schrift: «Ueber den Stand der Mundarten in der deutschen und französischen Schweiz» (Mitteilungen der Gesellschaft für deutsche Sprache in Zürich, Heft VI, 1901) die Entartung des Schweizerdeutschen nach und weissagt für nähere oder fernere Zeit das allmähliche Verschwinden der Mundart und Verdrängung durch die verpönte Mischsprache, das Schweizerhochdeutsch. «Voraussichtlich wird es Zürich beschieden sein, die erste hochdeutschredende Schweizerstadt zu werden. Ihrem ‚schlechten' Beispiele werden die andern bald folgen, die grossen voran und dann die kleineren, Basel, St. Gallen, Winterthur u.s.w. Bern wird eine gute Weile nachher doch auch mitmachen . . . . . Ist einmal die städtische Bevölkerung im grossen und ganzen verhochdeutscht, so wird auch die Landbevölkerung nicht allzuweit ‚zurückbleiben' wollen und es wird bei uns so stehen wie in der französischen Schweiz. Mit jedem Jahr stirbt irgendwo der letzte Vertreter der Mundart, und das Dorf ist der Schriftsprache gänzlich anheimgefallen.» (S. 35—36.)

Unter seiner Mischsprache versteht Tappolet nicht dasselbe wie v. Greyerz; denn jener meint eine Sprache, die der Form nach schrift-

deutsch, dem Klange nach schweizerdeutsch ist, wie nach *Ed. Sievers* in der deutschen Gemeinsprache hochdeutsche Sprachformen mit niederdeutschen Lautwerten gesprochen werden (s. Schweiz. Lehrerzeitung 1905, S. 334) [1]); v. Greyerz dagegen glaubt, man werde bei den mundartlichen Formen bleiben, aber in der Wortbeugung und im Wortschatz mehr und mehr seine Eigenart aufgeben.

Es ist kein Zufall, dass die beiden Sprachgelehrten nicht zum gleichen Ergebnis gelangen. Tappolet nimmt seine meisten Beispiele aus Zürich, v. Greyerz aus Bern. Wie der Berner sich lange gegen das « Sie » sträubte und das « Ihr », z. T. sogar das « du », beibehielt, als die andern Schweizerkantone schon die hochdeutsche Höflichkeitsform angenommen hatten, so ist er auch sonst in sprachlicher Beziehung konservativer, nicht weil er in der Kultur zurück wäre, sondern weil er zäher an seiner Eigenart hängt. Dem gegenüber sagt der genannte Romanist S. 21: « Kaum gibt es noch in Zürich ein Haus mit mehreren Wohnungen, in dem nicht wenigstens eine deutschsprechende Person wäre. » Jedenfalls nimmt die bekanntlich sehr weltbürgerlich gewordene Stadt eine Ausnahmestellung in der Schweiz ein; Tappolet selbst schreibt in der Anmerkung: « Merkwürdig ist, dass Basel trotz seiner ungewöhnlich starken Einwanderung und trotz seinem engen Kontakt mit deutschen Sprachgenossen bedeutend weniger verhochdeutscht ist als Zürich. Es liegt dies gewiss nicht zum wenigsten am exklusiven Charakter seiner Bewohner. » Sagen wir: am sprachlichen Rückgrat; denn das allerdings käme in Basel nicht vor, was mir dort begegnet ist, dass mir nämlich auf eine mundartlich gestellte Frage die Antwort hochdeutsch erteilt wurde: « Dås ist äin Physikchgebäude. » In Schaffhausen freilich gab mir ein augenscheinlich schweizerischer Buchhändlergehülfe in badischem Beamtendeutsch Bescheid. Auch hörte ich in neuerer Zeit einen Schaffhauser ganze hochdeutsche Sätze einflechten, die mir Tappolets Prophezeiungen, wenigstens für die Ostschweiz, begreiflich machten. Aber die Masse des Schweizervolkes wird mehr Widerstandskraft besitzen; denn, wie auch v. Greyerz a. a. O., S. 4, sagt, « der Schweizer hängt an seiner Mundart », und die politische Selbständigkeit wird die sprachliche Besonderheit, die als Eigenart des Schweizers bekannt ist, stützen, wie auch umgekehrt die Mundart das politische Bewusstsein

[1]) Da Sievers hier *hochdeutsch* im geographischen Sinne braucht als die Sprache Oberdeutschlands, die durch Luther zur herrschenden Schriftsprache geworden ist, bemerke ich gleich hier, dass ich es in meiner ganzen Abhandlung wie Tappolet in dem volkstümlichen Sinne von *schriftdeutsch* im Gegensatze zum Dialekt verwende, obschon geographisch das Schweizerdeutsche die hochdeutscheste aller hochdeutschen Mundarten ist.

stärkt. Sollten aber wirklich die Städte sich ihrer entäussern: der Landmann, der an seiner Scholle haftet, wird an ihr festhalten; wenigstens könnte ich mir einen hochdeutsch sprechenden Emmentaler Bauern nicht denken. Wie Tappolet S. 36 selbst andeutet, spricht ja auch der schwäbische Bauer noch jetzt seinen unverfälschten Dialekt. Vorläufig hat es aber auch in unseren *Städten* noch keine Eile mit dem Abstreifen der Mundart; denn solange mancher Deutsche im Kanton Bern und wohl auch in Basel schweizerdeutsch radebrecht, wenn er nicht als Fremder behandelt sein will, und solange die Kinder von Deutschen oft selbst Schweizerkinder mit urchigen Ausdrücken übertrumpfen, ist die Mundart eine Macht. Selbst aus öffentlichen Versammlungen ist sie im Kanton Bern noch keineswegs verschwunden; ja es hat sich hier eine gewisse volkstümliche Beredsamkeit herausgebildet, in der freilich vielfach schriftdeutsche Wendungen die Reinheit trüben. Tappolet bemerkt S. 18: « Bekannt ist für den Gebrauch der Mundart der Grosse Rat zu Bern, wo es um so auffälliger ist, als die Welschen aus dem Berner Jura zugegen sind. Diese haben auch schon oft in Zeitungen dagegen protestiert und gedroht, wenn so was wieder vorkomme, so werden sie, die Jurassier, ebenfalls anfangen, ihren Heimatdialekt, das jurassische Patois, zu reden. » Trotzdem wird es wohl noch so bleiben, wie es ist, solange in Volksversammlungen und vor Gericht der Dialekt herrscht.

Bei alledem lässt sich die Tatsache einer Verwitterung der Mundart nicht leugnen. Welcher Art sind nun eigentlich die Vorgänge dabei? Auf welche Gebiete der Sprache erstreckt sie sich? Wie v. Greyerz (Sprachentwicklung S. 7) mit Recht betont, ist eine Mundart am meisten auf dem Gebiete des Wortschatzes den Einflüssen der Schriftsprache ausgesetzt. Hier noch einige Beispiele aus verschiedenen Schweizerdialekten: Schwerlich mehr wird ein Bauer auf der Eisenbahn « *ryte* ». Für *breiche* hört man *träffe,* statt *reiche hole.* Statt *B'setzi* sagt man wohl auch *Pflaster*; *Lefze* heisst jetzt *Lippe. Dreck* ist zu *Schmutz, Schmutz* zu *Schmalz* geworden. Der höfliche Barbier hat bereits *strähle* durch *kämme, Schnauz* durch *Schnurrbart* ersetzt. Das schon durch die Verkleinerungssilbe sich gegen die Mundart sträubende *Fräulein* hat die *Jumpfere* ganz verdrängt; in Luzern, Schwyz und Solothurn dagegen besteht schon längst die schweizerdeutsche Form *Fräuli* (s. Idiotikon I, 1242). Nur die Wortform kommt in Betracht bei der Benennung eines Tieres, das die Basler Jugend doch im zoologischen Garten lebend sieht. « Lueg dert der *Löwé* », ruft ein Knabe dem andern zu, während früher, obschon es noch keinen Tiergarten gab, jung und alt das altertümliche Wort *Leu* in der baslerischen Lokalfärbung *Lai* brauchte.

« Etwas zäher », sagt v. Greyerz a. a. O., S. 5., « verhält sich eine Mundart gegenüber den Gesetzen der Wortbildung und Flexion. »

Ich erinnere z. B. an die Abwandlung des Zahlwortes *zwei*. Schon ist man nicht mehr recht sicher im Gebrauch der drei Formen und spricht etwa von *zwo* Männern und *zwee* Frauen oder man braucht das eigentlich nur sächliche *zwei* für alle drei Geschlechter. In der Konjugation leidet am meisten der Konjunktiv des Präteritums (der Indikativ ist bekanntlich längst ausgestorben). Ich erwähne aus *S. Singer*, Beiträge zur Kenntnis des berndeutschen Verbums (Zeitschrift für hochdeutsche Mundarten, 2. Jahrgang), die eigentlich aus der starken Konjugation herübergenommenen emmenthalischen Formen: *i miech, i sieg, i chief*, die weniger mehr gehört werden. Scharf rügt v. Greyerz das Ueberhandnehmen des Genitivs statt der echt mundartlichen Umschreibung mit *von*.

« Die zähesten Eigentümlichkeiten einer Mundart und daher ihre untrüglichsten Merkmale sind ihre Lautverhältnisse », fährt v. Greyerz S. 6 fort.

Ich möchte das für das Schweizerdeutsche näher erläutern. Bekanntlich beruht der hauptsächlichste Unterschied desselben in der Erhaltung der mittelhochdeutschen langen Vokale ī, ū, ǖ (mittelhochdeutsch iu) gegenüber neuhochdeutsch (ursprünglich bairisch-österreichisch) ei, au, äu oder eu. Schon das Kind im ersten Schuljahre lernt lesen: *bleiben, Haus, Häuser, heute*; ja es dehnt gelegentlich diesen Lautwandel in allzu guter Meinung auf solche Wörter aus, die auch in der Schriftsprache ie, u, ü haben und sagt etwa: « Gib mir das Papeier » oder: « Wie viel Auer ist es? » Der fremde Diphthong zeigt sich in solchen Wörtern, die aus dem Neuhochdeutschen entlehnt sind, z. B. *peinlich, fein* (in einem gewissen burschikosen Sinn allgemein für schön, gut), für welches letztere der Berner bezeichnenderweise ‚fīn' sagt, wie er sogar mit falscher Analogie ‚überīstimme' spricht, obschon dieses eigentlich mit dem Zahlwort *eins* zusammengesetzt ist.

Trotz einigen Entgleisungen im ursprünglichen Lautsystem wird der Grundzug des mundartlichen Vokalismus nicht so leicht schwinden, so wenig als die Schattierung des *ei*, an der man schon beim ersten Worte den Berner, Basler oder Zürcher erkennt. Im entschiedenen Schwinden begriffen sind dagegen vielverspottete örtliche Besonderheiten, wie das schaffhauserische a für ei, z. B. « Flāsch und Bā und Fāssī drā ». Der Lautcharakter der Mundart wird, wenn das jüngere Geschlecht sagt: Fleisch und Bein und Feissi dra, nicht wesentlich verändert, weil ā durch dasselbe ei ersetzt wird, das Schaffhausen auch sonst hat, z. B. in *frei, drei* u. s. w.

Wir haben nun gesehen, dass nach v. Greyerz Wortschatz und Beugung sich ändern, während das Lautsystem im grossen und ganzen sich erhält, dass aber nach Tappolet nur die einzelnen Laute zurückbleiben, welche die Klangfarbe bestimmen. So verschieden wie die Ansicht über die Zukunft unserer Mundart ist ihre Meinung über das Verhalten zum Zerfalle derselben. Während der Zürcher Tappolet vom rein sprachgeschichtlichen Standpunkt den Dialekt seinem unvermeidlichen Schicksal überlassen will, sucht der Berner sowohl in dem genannten Aufsatze «Die neuere Sprachentwicklung in der deutschen Schweiz» als auch in seinem Vortrag «Die Mundart als Grundlage des Deutschunterrichts» das Heil in einer reinlichen Scheidung der beiden Sprechweisen schon in der Schule, ein Gedanke, den er in seiner «Sprachschule für Berner» durchzuführen sucht. Beide aber sind einig in dem Bedauern über das allmähliche Aussterben unserer Mundarten. «Es ist», sagt Tappolet, «ein Stück Schweizertum, ein Stück Eigenart, ein Stück von uns selbst, das da zugrunde geht»; nur, glaubt er, könne niemand etwas dagegen ausrichten. Greyerz hofft noch auf eine Heilung durch die Schule, die dem Dialekt oft feindlich gegenübersteht, weil er nach der bisherigen Behandlung die Aneignung des Schriftdeutschen erschwert.

Diesen Sprachgelehrten gegenüber nehmen viele einen andern Standpunkt ein, den Tappolet S. 22 kennzeichnet: «Man weist — nicht immer ohne Brotneid — auf die Westschweizer hin, die es dazu gebracht haben, die Lehrmeister im Französischen für die ganze Welt zu werden. In gleicher Weise sollen auch wir, sagt man, die Lehrmeister im Deutschen werden.» Daran hindert uns aber der Dialekt. «Wenn wir uns im gewöhnlichen Leben der Schriftsprache bedienten», hörte ich einen Lehrer der neuern Sprachen, einen Deutschschweizer, sagen, «so könnten wir auch Pensionen halten wie die Welschen» (derselbe Lehrer sprach übrigens im Unterricht das härteste Schweizerhochdeutsch). Es ist nicht zu leugnen, dass unsere Mundart für diese vielfach ein Stein des Anstosses ist. «Ihr redet ja doch nicht gutdeutsch», halten sie uns entgegen. Und wenn auch mancher Welsche den Dialekt schneller erlernt als das Hochdeutsche und es ihm in der Schweiz besser zu statten kommt als dieses, so kann er doch in Deutschland damit nicht viel oder nichts anfangen. Er teilt mit den Franzosen das Vorurteil gegen das «Patois», das er als verdorbene Schriftsprache betrachtet, während es bekanntlich eine ältere Sprachstufe darstellt. Wenn er eine deutsche Schule besucht, so hört er wohl in den Stunden ein meist sehr zweifelhaftes Hochdeutsch; vielleicht bemüht sich auch dieser oder jener Kostgeber, mit seinen welschen Pensionären sich in der Schriftsprache zu üben; aber was sonst bei Tische

oder in der Gesellschaft gesprochen wird, ist schweizerdeutsch, ausser wenn ein einzelner das Wort eigens an den Fremden richtet. Natürlich plaudert die liebe Jugend unter sich Dialekt, und wer diesen nicht versteht, kann nicht an ihren Spielen teilnehmen. Es ist für den Welschen wirklich eine starke Zumutung, dass er, der sowieso nicht gern eine andere Sprache lernt, sich deren gleich zwei auf einmal aneignen soll. Kein Wunder, dass es oft Jahre geht, bis er merkliche Fortschritte gemacht hat; denn aus den angeführten Gründen tun sich die «compatriotes» zusammen und kommen so noch langsamer vorwärts, als es sonst der Fall wäre.

Das alles sind gewichtige praktische Gründe, die für Preisgabe unserer Mundart sprechen. Prüfen wir die Frage einmal von diesem Standpunkte und untersuchen, ob der gewünschte Erfolg wirklich eintreten würde. Zunächst: Wie steht es *jetzt* bei den welschen Schweizern mit dem Studium des Deutschen? Gewiss, wir erzielen nicht von ferne einen solchen Gewinn mit der Sprache wie die welschen Kantone, wo in ganzen Landesgegenden, z. B. dem Genfersee nach, die Pensionen für Jünglinge und höhere Töchter eine ähnliche Rolle spielen wie der Fremdenverkehr. Immerhin darf man die Zahl der Welschen, die bei uns deutsch lernen, nicht unterschätzen, wenn sie auch kein grosser volkswirtschaftlicher Faktor ist, und vollends ein Franzose wird schwerlich zu dem genannten Zwecke in die deutsche Schweiz kommen, während am Genfersee viele Reichsdeutsche die Pensionen besuchen. Die Zahl der Westschweizer in deutschschweizerischen Schulen ist seit 1870 gestiegen, wie auch dem Deutschunterricht in welschen Schulen mehr Aufmerksamkeit geschenkt wird. Ich selbst habe sehr viele Knaben und Jünglinge aus der französischen Schweiz — besonders aus dem Kanton Neuenburg — am Gymnasium in Burgdorf mit den andern Schülern unterrichtet, zum Teil mit sehr gutem Erfolg. Wie viele studieren an unsern Hochschulen und am eidgenössischen Polytechnikum, wie viele an deutschen Universitäten! Manche haben es sogar zu Professoren an deutschschweizerischen Hochschulen gebracht. Unter den Gebildeten trifft man kaum einen unserer welschen Landsleute, der nicht wenigstens einen Begriff von unserer Sprache hätte, und nicht wenige beherrschen die Schriftsprache oder auch die Mundart in überraschender Weise, besonders an der Sprachgrenze, und hier verraten auch Ungebildete eine bemerkenswerte Redegewandtheit.

Eine eigentümliche Erfahrung machte ich letzten Sommer im Berner Jura und im Kanton Freiburg. Auf dem «Gestler», wie der Chasseral auf deutsch heisst, sprachen zwei Herren von St. Immer mit

mir so gut berndeutsch, dass ich glaubte, sie seien im deutschen Kantonsteil aufgewachsen; nachträglich vernahm ich, dass beide ihre Jugend im welschen Jura zugebracht und wahrscheinlich mit ihren eingewanderten Eltern deutsch gesprochen hatten. Am Schwarzsee, bei der Grenze zwischen dem deutschen und französischen Teil des Kantons Freiburg, sprachen mich Lehrer aus der Hauptstadt hochdeutsch an. Ein Herr aus dieser Residenz, der sich mit Bekannten lebhaft auf französich unterhielt, redete zwischen hinein mit deutschen Bauern aus der Umgegend im Dialekt. Dagegen erwiderte mir ein Senn von der Westseite des Sees aus der Gegend von Charmey (deutsch Galmis) auf meine in der Mundart gestellte Frage nach dem Wege, er verstehe nicht deutsch, während die deutschen Bauern auch französisch konnten.

Nachdem wir nun gefunden haben, dass es mit der Erlernung des Deutschen durch die Welschen nicht so schlimm steht, fragen wir uns: Würde der Verkehr zunehmen, wenn die Welschen bei uns ein gutes Deutsch hörten? Es ist doch immerhin zu bezweifeln, ob der Fortschritt ein so gewaltiger wäre; denn einen solchen Trieb zur Erlernung fremder Sprachen wie der Deutsche, und besonders der Deutschschweizer, hat bekanntlich der Welsche nicht und besonders nicht der Franzose, dieser um so weniger, je ferner er der Sprachgrenze ist. Wenn der Romane den Vorzug besitzt, seine *Muttersprache* besser zu beherrschen, so ist ihm der Germane in *fremden Sprachen* über (vgl. Morf, Deutsche und Romanen in der Schweiz, S. 41 u. 56), so dass er diese manchmal besser beherrscht als seine eigene Schriftsprache. Dem Deutschschweizer insbesondere kommt es zu gut, dass sein Ohr schon durch die Mannigfaltigkeit der Mundarten, sowie durch frühen Beginn des Unterrichts in lebenden Fremdsprachen und durch vielleicht unmittelbaren Verkehr mit Welschen geschärft worden ist. Die Mehrsprachigkeit der Schweiz und der sich immer steigernde Verkehr zwischen den Angehörigen der verschiedenen Sprachgemeinschaften mildert zwar auch bei den Romanen die Abneigung gegen das fremde Idiom, wie ich an einigen Beispielen gezeigt habe; aber doch würde der Waadtländer oder Genfer oder Neuenburger nicht so mit der Kenntnis des Deutschen prunken, wie es unsere höheren Töchter mit dem «Welschland» tun, in dem man einmal gewesen sein muss, auch wenn das bewunderte Französisch manchen Dämchens nicht über eine oberflächliche «Causerie» hinausgeht, und es vielleicht auch dazu später nicht mehr reicht. Damit soll nichts gegen das Erlernen unserer zweiten Landessprache gesagt sein.

Wir kommen zu dem Ergebnis, dass die Ablegung der Mundart den angestrebten praktischen Zweck, die deutsche Schweiz zu einem deutschen Waadtland zu machen, kaum erreichen würde. Aber wäre

es nicht aus andern Gründen, z. B. aus solchen der Sprache selbst, wohlgetan, wenn wir uns der Mundart entäusserten?

Es ist nicht zu leugnen, dass die Einheit der Sprache unsern welschen Mitbürgern in mancher Hinsicht einen beträchtlichen Vorsprung verleiht und wesentlich dazu beigetragen hat, das Französische in gewissen Gegenden vordringen zu lassen. In gemischtsprachigen Gegenden hiess es: «Wozu brauchen wir eine deutsche Schule? Mundart lernen unsere Kinder zu Hause; schickt sie in die französische Schule, so lernen sie beides!» Die so aufgewachsene Jugend lernte natürlich nie hochdeutsch und glaubte, das Deutsche sei überhaupt keine Sprache zum Schreiben, sondern nur für den Hausgebrauch.

«In der zweiten Generation ist der Alemanne verwelscht, und die deutsche Minderheit verschwindet, wenn sie nicht durch neue Einwanderung gehalten wird», sagt *H. Morf*, Deutsche und Romanen in der Schweiz, S. 9. Dass freilich die Mundart sich mitunter noch weiter fortpflanzt, habe ich oben gezeigt.

In seinem Aufsatze «Aus dem Sprachleben des Wallis» (Alemannia, Neue Folge, Bd. 5, S. 86) weist Pfarrer *Ed. Blocher* in Sitten mit Recht darauf hin, dass abgetrennten Gegenden unseres Sprachgebietes das Deutsche nur wie eine Dorfmundart vorkomme, weil die Bewohner nicht wissen, welche grosse Sprachgemeinschaft dahinter steckt; für den Oberwalliser spricht eben jeder «anständige» Mensch schriftfranzösisch, weil bis jetzt alle «Herren» das Rhonetal heraufkamen. Mit der Durchbohrung der Berner Alpen verschwindet vielleicht, wenn es dann nicht schon zu spät ist, das Vorurteil gegen das Deutsche.

Aber auch die Rücksicht auf die deutsche Sprache selbst legt uns den Gedanken nahe, auf die Mundart zu verzichten, zumal da auch viele Reichsdeutsche «von unserer Bildung etwas abziehen» zu dürfen glauben, wenn sie unsere rauhen Kehllaute hören, die übrigens, wenigstens was das anlautende k betrifft, im Schweizerhochdeutschen viel häufiger vorkommen als im eigentlichen Dialekt, worauf schon *J. C. Mörikofer* in seinem Büchlein «Die schweizerische Mundart im Verhältnis zur hochdeutschen Schriftsprache», 2. Auflage S. 24, aufmerksam macht.

Wir können uns nicht auf die Frage einlassen, was schöner sei, hochdeutsch oder schweizerdeutsch; denn sie lässt sich überhaupt kaum beantworten, weil das Hochdeutsche auf die verschiedenste Weise gesprochen wird und die schweizerischen Mundarten in ihrer Klangfarbe untereinander selbst die grössten Abweichungen zeigen. Auch handelt es sich bei einer Natursprache nicht um absolute lautliche Schönheit, sondern um Reinheit und Urwüchsigkeit; jede Mundart ist in ihrer Art schön, wenn sie *echt* ist.

Wenn ich eine Lanze für das Schweizerdeutsch einlege, sei vor allem auch hier wieder die noch immer da und dort spukende falsche Meinung von der Herkunft der Mundarten widerlegt. Einer der bekanntesten Germanisten der Gegenwart, *O. Behaghel,* sagt in seinem auch für Laien geschriebenen Büchlein «Die deutsche Sprache» (Das Wissen der Gegenwart, LIV. Bd., S. 30--31): «Es ist also nichts verkehrter als die noch heute von manchem Gelehrten gehegte Ansicht, dass der Dialekt eine verdorbene Schriftsprache sei, gewissermassen das Abwasser einer Fabrik. Auch das Gefäll der beiden Wasserläufe ist ein verschiedenes: Die Entwicklung auf dem Gebiete der Schriftsprache vollzieht sich bedeutend langsamer als diejenige der Dialekte; sie ist eine zwar nicht mit Absicht, aber durch die Lage der Dinge künstlich gehemmte. Bei der Mundart wird die Sprache von einem Geschlechte zum andern übertragen durch die leicht bewegliche, rasch verhallende mündliche Rede, und es sind höchstens zwei oder drei Generationen, deren Redeweise auf das lernende Kind einwirkt. Ganz anders bei der Schriftsprache: Wer sie erlernt, steht in hohem Grade unter dem Bann des starren Buchstaben, des Geschriebenen und Gedruckten, das immer wieder zur Nachahmung auffordert, und nicht bloss Geschwister, Eltern und Grosseltern sind die Lehrer der Jugend, sondern vielfach eine Sprache, die um ein oder mehrere Jahrhunderte zurückliegt.»

Aehnlich erklärt *A. Schleicher* in seinem schon ältern Buche «Die deutsche Sprache» (2. Auflage S. 111): «Die Mundarten nun sind die natürlichen, nach den Gesetzen der sprachgeschichtlichen Veränderungen gewordenen Formen der deutschen Sprache im Gegensatz zu der mehr oder minder gemachten und schulmeisterlich zugestutzten Sprache der Schrift.»

Wenn nun schon die Mundarten im allgemeinen so grosse Vorzüge besitzen, wie viel mehr muss das mit den *schweizerischen* Dialekten der Fall sein, da sich in ihnen dank der sehr verschiedenartigen Entwicklung der Landesteile und der reichen Geschichte und Kultur des ganzen Landes ein unerschöpflicher Schatz von Volksweisheit angehäuft hat!

Wie Mörikofer in seiner vorhin erwähnten Schrift (S. 27 und 41), so rühmt auch O. v. Greyerz in seinem Vortrag «Die Mundart als Grundlage des Deutschunterrichts», S. 24, «die sinnliche Kraft und anschauliche Bildlichkeit ihres Ausdrucks», wovon er in dieser Broschüre und in seiner «Sprachschule für Berner» die beredtesten Beispiele gibt. Dieselben Vorzüge weisen einige treffliche Aufsätze von *R(osa) G(rieb)* in der schweizerischen Lehrerinnen-Zeitung nach: «Vergleichungen im

Emmentaler-Dialekt» (1904, Nr. 7) und «Tätigkeitswörter im Emmentaler-Dialekt» (1905, Nr. 9 und 10). Grossen Anklang fand mit Recht der kürzlich erschienene erste Band «Lützelflüh» des reich ausgestatteten Werkes von *E. Friedli*, «Bärndütsch als Spiegel bernischen Volkstums». Nicht umsonst nahm der Verfasser zum Mittelpunkt seiner Beobachtungen jenes Emmentaler Dorf, in dem die eigenartigen Bauerngeschichten entstanden, die im letzten Jahrzehnt durch die billigen Ausgaben zu neuem Leben erwacht und erst jetzt recht ins Volk gedrungen sind. Worauf beruht die sprachliche Kraft dieses echtesten Volksschriftstellers, wie Deutschland keinen besitzt? Worauf anders als eben auf der unbewussten «sinnlichen Kraft und anschaulichen Bildlichkeit des Ausdrucks», die teils unmittelbar seiner Mundart, teils ihrem Geiste entnommen ist! Man nehme nur eines der vielen Hefte des Vereins zur Verbreitung guter Schriften zur Hand, die den Namen Jeremias Gotthelfs tragen, z. B. «Michels Brautschau», und man wird staunen, wie Bitzius mit vollen Händen die Perlen ausstreut, die viele Kunstdichter mühsam zusammensuchen müssen; ohne Uebertreibung darf man sagen: er könnte mit seinen unscheinbaren Schätzen mehr als einen Schriftsteller gross machen. Die Erhaltung solcher Reichtümer, die ihm grösstenteils fehlen würden, wäre er nicht im Schweizerdialekt aufgewachsen, ist an und für sich wünschenswert, schon vom *historisch-ästhetischen* Standpunkte aus, denn der Verlust jeder sprachlichen Eigenart ist dem Schwinden eines Lebewesens an die Seite zu stellen; ein der Mundart abhanden gekommenes Wort lässt sich so wenig wieder zum Dasein erwecken wie etwa eine ausgestorbene Tier- oder Pflanzenart.

Das heutige Verkehrsleben bringt unvermeidlich eine oft beklagte Nivellierung mit sich. Der beste Damm gegen eine allgemeine Gleichmacherei ist die Mannigfaltigkeit unserer Mundarten, die doch der freundeidgenössischen Gesinnung keinen Abbruch tut. Die Besonderheit jeder Landesgegend ist eine gewisse Gewähr für die Erhaltung altehrwürdiger, eigenartiger Sitten und Gebräuche, mit einem Worte des Volkstums, das besonders in ländlichem Boden wurzelt. Das schweizerische Idiotikon und verwandte Werke sind die lebendigen Zeugen desselben. In Frankreich, das am meisten der Gleichmacherei der ersten Revolution ausgesetzt war, ist es beinahe verschwunden, mit Ausnahme vielleicht des provençalischen Südens und der zum Teil noch keltischen Bretagne. Also im Interesse des Volkstums wäre das allmähliche Verschwinden des Dialektes zu bedauern.

Auch vom allgemeinen sprachlichen Standpunkte, im Hinblick auf das *Sprachleben,* ist die Erhaltung des Schweizerdeutschen wünschenswert.

Schleicher betont a. a. O., S. 111, den hohen Wert der Mundarten für die wissenschaftliche Erforschung unserer Sprache. «Hier ist eine reiche Fülle an Worten und Formen, die, an sich gut und echt, von der Schriftsprache verschmäht werden.» Und Mörikofer sagt a. a. O., S. 83: «Der urbildliche, flüssige, blütenkräftige Zustand jener alten Sprache erschliesst uns die Tiefen der Bildsamkeit der deutschen Sprache im allgemeinen und fordert uns zu neuem schöpferischem Streben auf.»

Nicht umsonst hat man die Mundarten den Jungbrunnen der Sprache genannt; denn sobald diese zu festen Formen erstarrt, wie es bei pedantischer Bevormundung durch die Grammatik geschieht, verliert sie das Schönste: die Fähigkeit, für neue Erscheinungen auch neue Wörter zu bilden und sich allen Gegenständen anzupassen. Wie sehr der Wortschatz in den letzten Jahrzehnten durch Dialekte vermehrt worden ist, beweist sogar das orthographische Wörterbuch *Dudens*. Nicht nur finden wir da plattdeutsche Ausdrücke, wohl hauptsächlich den Werken Th. Storms und G. Frenssens entnommen, wie *Marsch* und *Geest, Kog, Wehle* u. a., aufgeführt und erklärt, sondern auch alemannische Wörter in ziemlicher Zahl, wie *Anken, räss, strählen,* selbst *Gülle,* das noch im mittelhochdeutschen Wörterbuch von Beneke-Müller-Zarncke (erschienen 1854—1861) mit einem Fragezeichen versehen ist und nicht übersetzt wird.

Wenn natürlich auch nicht jedermann sich dieser Ausdrücke bedient, so werden sie doch durch ein so allgemein verbreitetes Buch bekannt, nachdem sie ihr Leben nur in wissenschaftlichen Wörterbüchern gefristet hatten. Und dass man es wagen darf, sie als Gemeingut der deutschen Sprache zu betrachten, beweist, dass man über den beschränkten Standpunkt eines Gottsted und Adelung hinaus ist, die den meissnischen Dialekt zur Richtschnur des Schriftdeutschen machten. Selbst das Französische, das unter der Tyrannei der Klassiker beinahe versteinert wäre, hat unter der Herrschaft der Naturalisten aus der Volkssprache geschöpft und die Akademie gezwungen, auch auf die Neuerungen Rücksicht zu nehmen.

Zu den genannten Gesichtspunkten gesellen sich noch *ethische*. Mörikofer sagt Seite 87 der angeführten Schrift: «Wohl mag die einfache Volkssprache dazu beitragen, dass die Sprache des geselligen Umganges in der Schweiz eine schlichtere und natürlichere ist als häufig in Deutschland, wo zumal der Konversationston der Weltleute sprachlich wie logisch oft so unrichtig und leer ist, so lakaienmässig höflich und umständlich, dass unser armes Schweizerdeutsch viel zu ungelenk wäre, um alle diese Begriffsumstellungen und Personenverkehrungen, Entschuldigungen und monströsen Betitelungen in sich aufzunehmen.

Wenn sich freilich nicht in Abrede stellen lässt, dass dagegen der schweizerische Gesellschaftston an einer gewissen Trockenheit und Befangenheit leidet, so kommt dagegen jene theatralische Repräsentation, das Effektmachen, der poetische Mischmasch sentimentaler Ergüsse, die Kunst- und Gelehrten-Rednerei auch um so weniger vor, während die verständige Nüchternheit einer bescheidenen Bürgerlichkeit, sowie das Selbstgefühl und die sichere Ueberschauung und Beherrschung des kleinen Gebietes, über welches man nicht hinaus verlangt, sich klar und bestimmt ausspricht und in anspruchsloser Aufrichtigkeit und Gediegenheit sich kund gibt.»

Aehnlich äussert sich *J. Winteler* in seinem geistreichen Vortrage «Ueber Volkslied und Mundart» S. 7: «Sie kennt keine Phrase, und gänzlich fremd ist ihr die Kunst, servil zu schmeicheln oder diplomatisch schlau die Gedanken zu verhüllen.» Ja, S. 8 fährt er sogar fort: «Schade, dass unter den hunderten von grossen und kleinen Zeitungen, die wir haben, keine es wagt, sich schweizerdeutsch zu schreiben. Geschähe es, so würde man erkennen, dass unsere Sprache, wie ihr Volk, politisch prächtig geschult ist, und auch die verlogenen Nachrufe und flunkernden Festreden, die jetzt an der Tagesordnung sind, würden dann bedeutend nüchterner ausfallen. Vollends für Hofnachrichten, die sich in unseren Blättern zusehends breiter machen, fände sie durchaus die Worte nicht; denn es fehlt ihr ganz und gar die Anlage zur Untertänigkeit. Sie hat etwas von der Widerborstigkeit jener alten Alemannen bewahrt» u. s. w.

Also Schlichtheit, Aufrichtigkeit, Wahrheitsliebe sprechen beide unserer Mundart zu. Ihre Ausführungen lassen darauf schliessen, dass sie der Ansicht sind, die Sprache helfe den Charakter mitbestimmen. Dies führt uns auf eine brennende Frage bei der ganzen Sprachbewegung: *Verändert sich der Charakter des Menschen mit dem Idiom,* das er spricht? Wenn das schon bei dem Verhältnis von Mundart und Schriftsprache der Fall wäre, wie viel mehr bei dem einer Sprache zur andern! Die Ansichten darüber sind sehr verschieden. Kürzlich hörte ich von einem gründlichen Kenner unserer welschen Miteidgenossen: «Die Waadtländer sind uns Bernern im Charakter verwandt; sie sind eigentlich französisch sprechende Alemannen» (in dem Sinne, wie *H. Morf,* Deutsche und Romanen in der Schweiz, S. 5, Anm., den Namen «Alemanne» erklärt). Auf der andern Seite äussert sich Winteler a. a. O., S. 5: «In jedem Satze eines Berliners haben Sie den ganzen Berliner, in jedem Bernerwort den ganzen Berner.»

Erzieher haben oft bemerkt, es sei für den Charakter schädlich, ein Kind in mehreren Sprachen aufwachsen zu lassen, da sein noch

unreifes Denken zwischen zwei vielleicht entgegengesetzten Anschauungs- und Ausdrucksarten hin und her schwanke und leicht Charakterlosigkeit das Ende vom Liede sei. Vom praktischen Standpunkte dagegen hat man ebenso oft diese Befürchtung als Hirngespinnst verlacht und der Erlernung fremder Sprachen schon im Kindesalter das Wort geredet. Dass dieses Verfahren ausserordentliche Vorteile bietet, indem die Sprachwerkzeuge sich im Zustande der grössten Bildsamkeit an ein anderes Idiom gewöhnen, ist klar, wiewohl auf der andern Seite bei zweisprachigen Kindern sich oft eine Armut und Unsicherheit im Gebrauche beider einstellt; es fragt sich nur, ob der sittliche Schaden, wenn man einen solchen annimmt, nicht den praktischen Nutzen aufhebt oder gar in den Schatten stellt. Es ist natürlich schwer, darüber ein endgültiges, objektives Urteil zu fällen, weil man eine eigentliche Statistik anstellen müsste über den Charakter solcher Menschen, die sich von Kind auf mehrerer Sprachen bedient haben. Jedenfalls aber ist die Auffassung, dass man eine Sprache wie ein Hemd wechseln könne, dass die Worte nur Ziffern seien zur Bezeichnung eines Begriffs, eine höchst oberflächliche, was man schon aus der Unübersetzbarkeit gewisser Wörter erkennt, wie z. B. das schweizerdeutsche «heimelig» nicht hochdeutsch, das deutsche «Gemüt» sich nicht französisch wiedergeben lässt. (Allerdings hat jetzt Duden «heimelig» in sein Wörterbuch aufgenommen.) Nach meiner Ansicht beeinflusst die Sprache wenigstens das Denken und Fühlen; wie könnte sie sonst nach Schillers Epigramm «für dich dichten und denken» können? Schon mehrmals hörte ich gegen die Bestrebungen des deutschschweizerischen Sprachvereins den Einwurf: «ist es denn nicht gleichgültig, ob man da oder dort deutsch oder französisch spricht?» Sobald man sich mit der Redensart zufrieden gibt: «Es sind alles gute Schweizer», so ist es einerlei; wer aber noch einiges Stammesbewusstsein hat, möchte seine Sprache und die damit verbundene Denk- und Gefühlsweise, wenn nicht weiter ausgebreitet, doch in ihrem Gebiete bewahrt wissen. Freilich muss sich ja mit der Sprache nicht gleich der ganze Mensch verändern, sonst würden unsere welschen Miteidgenossen im Charakter den Franzosen gleich sein, was keineswegs der Fall ist, wie *Blocher* in seinem Aufsatz «Das deutsche Lied in welschem Gewand» (Sonderabdruck aus den Preussischen Jahrbüchern, Band 119, 1. Heft) nachweist. «Es gibt schon jetzt eine gemeinschweizerische Kultur», sagt er S. 39 am Schlusse seiner Betrachtung; allerdings ist nach seiner Ansicht gerade diese Kultur zu einem guten Teil auf das deutsche Lied, wenn auch in französischer Uebersetzung, zurückzuführen. Nach Morf a. a. O., S. 49, behält auch per romanisierte Deutschschweizer etwas deutsche Art.

Was ich beweisen wollte? Dass das Schweizerdeutsche gleichsam als Schutzmittel gegen die Glätte reichsdeutscher und vielleicht auch romanischer Kultur beizubehalten sei. Lieber etwas zu knorrig als zu geleckt; denn warum bewundert man z. B. Böcklin? Gerade weil er so ein recht urwüchsiger Alemanne ist.

Aber nicht nur aus ethischen, sondern auch *politischen* Gründen wollen wir « in dem Ding bleiben », wie denn auch Mörikofer in der erwähnten Schrift S. 41 sagt: « Somit ergibt sich, dass die schweizerische Mundart ein nationelles Element ist, welches durch Natur und volkstümliche Entwickelung seine besondere Gestalt gewonnen und darum auch für das Leben und den Verkehr den unbestreitbarsten Wert hat. Es ist daher nicht daran zu denken, die Mundart zu verdrängen, da dieselbe unter den gebildeten Ständen so gut ihr wohlerworbenes Bürgerrecht hat, als unter der Volksklasse. »

Während Mörikofer mehr das Verhältnis der Schweizer zu ihren Mitbürgern, also die innere Politik, im Auge hat und die Mundart als sozialen Kitt zwischen hoch und niedrig, ganz angemessen unsern demokratischen Einrichtungen, betrachtet, denkt Winteler a. a. O., S. 14, auch an die äussere Politik. « Ohne *geistige Selbständigkeit*, die wir uns erst zu erringen haben, dürfte auch die von unsern Vätern erstrittene *politische Unabhängigkeit* auf die Dauer nicht standhalten.» Er betrachtet also die Mundart gleichsam als « Schiboleth » unserer staatlichen Zusammengehörigkeit; denn die geistige Selbständigkeit sucht Winteler eben in der Pflege der Mundart (s. S. 15).

Gegen diese Auffassung des Schweizerdeutschen als Kennzeichen des Schweizers lässt sich nun zwar verschiedenes einwenden. Erstens haben wir kein einsprachiges Land, und das Französische, Italienische oder Räto-Romanische steht unserem Dialekt immer noch ferner als eine Nachbarmundart oder das Hochdeutsche. Zweitens sprechen auch unsere alemannischen Nachbarn im Schwarzwald, besonders im Wiesental, ein im wesentlichen übereinstimmendes Idiom. So triftig diese Gründe sind, so lässt sich dem entgegenhalten, dass der Deutschschweizer seine politische Selbständigkeit am eifersüchtigsten gegen Deutschland zu wahren sucht, da die Gefahr ihm von dieser Seite zu kommen scheint, wie es vielleicht auch Welsche gibt, die am meisten von Frankreich fürchten. Was die Mundart im südlichen Baden betrifft, so sprechen diese eigentlich nur die Bauern ganz echt und die Gebildeten vielleicht unter sich; im Verkehr mit Beamten und Fremden haben sich sogar die Landsleute Hebels vielfach ein abgeschliffenes Unterländisch (Fränkisch) angeeignet, das so ziemlich wie nachlässig ge-

gesprochenes Hochdeutsch klingt. Das benachbarte Elsässisch ist mit der Mundart von Basel nahe verwandt; aber gerade von den Bürgern dieser Stadt wird das « Waggisdytsch » (hauptsächlich Mundart der Marktweiber) als so verschieden empfunden und als minderwertig betrachtet, dass gerade *es* als Unterscheidungsmerkmal verschiedener Landesangehörigkeit dient. Wegen der Abgeschlossenheit der einheimischen Bevölkerung vom Beamtentum hält sich ihr Dialekt von hochdeutschen Einflüssen fern; dafür ist er mit französischen Brocken gespickt.

Aber wird die Erhaltung der Mundart unsere politische Selbständigkeit sichern? Wird sich ein Eroberer dadurch von Annexionsgelüsten abhalten lassen? Das nun wohl nicht; es ist nur ein subjektives Mittel, ein Mittel, das auf uns selbst zurückwirkt, wie etwa der Mut, der uns auch nicht stärker macht, als wir sind, aber uns das Vertrauen einflösst, dass wir uns verteidigen können. So nützt uns die Mundart nur so viel, dass wenigstens wir Deutschweizer uns als Einheit empfinden und uns bewusst sind, einen politischen Gegensatz zu unsern deutschen Grenznachbarn zu bilden.

Aber, höre ich sagen, wir stellen ja gar keine Einheit dar; denn nicht nur unterscheidet jeder Schweizer sofort den Berner, den Zürcher, den Thurgauer, den Basler usw., sondern auch innerhalb solcher Hauptgruppen finden sich eine Menge feinerer Schattierungen, die manchmal von Dorf zu Dorf wechseln. Allein in all dieser Mannigfaltigkeit ist doch ein gemeinsamer Grundzug. Tappolet hebt a. a. O., S. 31, mit Recht hervor, dass die romanische Schweiz schon durch die Verschiedenartigkeit ihrer Mundarten, die zur Unverständlichkeit führte, zur Annahme der einigenden Schriftsprache gezwungen wurde. Anders bei uns. Hier kann doch jeder den andern verstehen, der Berner den Zürcher, der Thurgauer den Basler usw., man müsste es denn mit ganz verstockten Hinterwäldlern zu tun haben. Dass es im einzelnen Missverständnisse absetzen kann, wie z. B. *numme* (ostschweizerisch = nicht mehr, westschweizerisch = nur), bestätigt die Regel. Das gegenseitige Hänseln mit dem Dialekt und das Anhängen von Spottnamen wie «Zürihegel», «Schaffhuser Bölle», «Stãner Gige» erinnert an das Sprichwort: «Was sich liebt, das neckt sich». Der zunehmende Verkehr und der Militärdienst, der Schweizer aus allen Gauen durcheinanderwürfelt, sorgt übrigens, vielleicht nur zu sehr, für allmähliche Abschleifung. Immerhin erkennt man in der Bundesstadt z. B. den Basler beim ersten Wort, auch wenn er glaubt, berndeutsch sprechen zu können.

Trotz dieser Betonung der politischen Selbständigkeit wollen wir durchaus keinen Streit mit unsern Stammesverwandten, deren Literatur,

zu der auch wir Schweizer vom Besten beigesteuert haben, uns mit ihnen verbindet. Dem gegenüber hört man von übertrieben mundartfreundlicher Seite die allerdings ziemlich akademische Frage: «Wäre es nicht besser gewesen, wir hätten auch in der Schrift uns nicht an die neuhochdeutsche Sprache angeschlossen?»

Tappolet sucht a. a. O., S. 34, eine Hauptursache der Erhaltung unserer schweizerischen Mundarten in dem Gegensatze zwischen Luther und Zwingli und erinnert S. 33 daran, dass die Reformatoren Genfs und Neuenburgs Franzosen waren. Bekanntlich schrieben die Schweizer Schriftsteller und Dichter des 16. Jahrhunderts, wie Zwingli, Niklaus Manuel, Thomas und Felix Platter, Aegidius Tschudi, alemannisch, trotz Luthers Bibelübersetzung. Wie, wenn wir auch in der Sprache dem schweizerischen Reformator gefolgt wären? Dann hätten wir freilich nicht den Zwiespalt einer Haus- und einer Schriftsprache, aber dafür wären uns eine Reihe unermesslicher Vorteile entgangen; denn viel mehr noch als durch unsere gesprochene Mundart wären wir vom unmittelbaren geistigen Verkehr mit den übrigen deutsch redenden Gebieten abgeschlossen, da unsere Schriftsteller dann auch nicht der deutschen Literatur angehören würden. Was das bedeutet, lehrt uns schon ein Blick auf die Dichter des 19. Jahrhunderts, die durch ihr Ansehen nicht nur der deutschen, sondern der Weltliteratur zur Zierde gereichen. Aber würden ihre Werke weniger hoch stehen, wenn sie schweizerdeutsch verfasst wären, falls dieses sich zur Schriftsprache erhoben hätte? Das nicht, aber dann wären sie eben auf eine zu kleine Gemeinde beschränkt gewesen, und ihr Ruhm wäre kaum über die Landesgrenzen hinausgedrungen. Wenige Deutsche hätten Keller und Meyer zulieb unsern Dialekt gelernt, und die Unbekanntheit mit der Grösse dieser Dichter hätte auch auf ihr Vaterland selbst zurückgewirkt, so dass wir kaum geahnt hätten, was wir in ihnen besitzen. Wohl hätten wir sie vielleicht als die unsern geliebt, aber sie eben *nur* als die unsern betrachtet; ihr Echo, das uns aus Deutschland zurückklingt, beweist uns ihre allgemeine Bedeutung. Freilich hat gerade der Erdgeruch, der noch an der Sprache besonders Kellers klebt, dazu beigetragen, seinen Ruhm auch in Deutschland zu erhöhen; also braucht ein schweizerischer Schriftsteller seine Herkunft trotz der allgemeinen Schriftsprache nicht zu verleugnen, denn er ist dadurch uns selbst lieber und für die Gesamtheit noch wichtiger.

Woher aber nehmen wir den Beweis dafür, dass unsere Literatur durch Erhebung des Schweizerdeutschen zur Schriftsprache vereinsamt wäre? Aus Holland und Flandern, deren Schriftsprache ja eigentlich nur niederdeutsche Mundarten sind. Wer lernt holländisch oder

flämisch? Höchstens wer dort lebt und auch der kaum; denn der Niederländer muss deutsch, französisch oder englisch oder gar alle drei Sprachen können, um sich mit seinen Nachbarn zu verständigen. Eine grosse Kultursprache sich anzueignen lohnt sich immer besser, als die Sprache eines kleinen Volkes, mit der man anderwärts nichts anfangen kann. Auch die Holländer haben gute Schriftsteller, z. B. Hildebrand, den Verfasser des Romans «Camera obscura»; hätten sie deutsch geschrieben, so wären sie vielleicht so bekannt wie andere.

Sicherlich würde die Beschränkung auf die Mundart dem Vordringen des Französischen in der Schweiz Vorschub leisten, weil wir keinen Rückhalt an einer grössern Literatursprache hätten. Mit welchen Schwierigkeiten die Deutschberner im Jura kämpfen, ist bekannt; sie können meist nur schweizerdeutsch und französisch und verstehen manchmal den hochdeutsch predigenden Pfarrer der Diaspora kaum. Ich selbst hatte Schüler aus dem Jura, die gut berndeutsch sprachen, aber keinen Satz hochdeutsch schreiben konnten.

Man muss ein beschränkter Chauvinist sein, um zu verkennen, welche Kulturfrüchte die Wechselwirkung zwischen der deutschen Schweiz und Deutschland-Oesterreich für beide Teile getragen hat. Denken wir nur an Schiller, der an seinem 100. Todestage diesseits des Rheines mit derselben Begeisterung gefeiert wurde wie jenseits des Stroms und der sich auf unsere Liebe noch ein besonderes Recht erworben hat. Dem Anschluss an die neuhochdeutsche Schriftsprache verdanken wir es auch nicht zum wenigsten, dass wir in lebendiger Verbindung mit dem Weltverkehr geblieben sind. Wenn aber unserer Unabhängigkeit Gefahr drohte, so war es mehr von Westen als von Norden.

So sehr wir indes die Wohltaten, die uns die Beziehungen zum übrigen deutschen Sprachgebiet gebracht haben, zu schätzen wissen, so entschieden wollen wir für den mündlichen Verkehr unter uns Schweizern am Dialekt festhalten. Und sollte auch die Prophezeiung Tappolets in Erfüllung gehen, so ist es nicht die Aufgabe der Sprachkundigen, sich vom Strome der Zeit willenlos treiben zu lassen. Wir kämpfen ja allerdings für ideale Güter, deren Wert sich nicht in Zahlen ausdrücken lässt; aber glücklicherweise spricht doch das Herz von Hunderttausenden laut dafür. Es braucht ja nur ein aus der Fremde heimkehrender Schweizer hochdeutsch zu sprechen, wie wird er da als eingebildeter Querkopf ausgelacht!

Wohl sind wir uns der Schwierigkeit bewusst, auf die Mundart einzuwirken, da sie noch weniger als eine Schriftsprache absichtliche Beeinflussung verträgt. O. v. Greyerz bemerkt (Die neuere Sprach-

entwicklung in der deutschen Schweiz, S. 4) von ihr: «Eben weil sie kein Kunstprodukt ist, befleissigt sich niemand, sie mit Kunst zu üben. Daher unterliegt die Mundart ohne Widerstand den unbewusst wirkenden Sprachgesetzen, welche im Laufe der Zeit jede Sprache umgestalten.» Aber auch er sucht doch durch die Schule nicht nur auf das Hochdeutsche, sondern auch auf den Dialekt einzuwirken, wie seine Schlusssätze in jener Abhandlung und in dem Vortrage «Die Mundart als Grundlage des Deutschunterrichts» zeigen. *Strecken wir also noch nicht die Waffen!*

Mörikofer weist schon 1864 a. a. O., S. 54, auf die Aufgabe der Schweiz hin, ihre alten Sprachschätze zu sammeln und zu bearbeiten. Was er hier fordert, ist durch das Idiotikon zum grossen Teile erfüllt. Doch gerade hier erhebt sich ein wichtiges Bedenken. Es heisst, wenn man anfange, Jagd auf Altertümer zu machen, so seien sie dem Untergange geweiht; denn solange sie allgemein im Gebrauch seien, schätze man sie nicht. So sei es auch mit den sprachlichen Sammlungen; denn der naive Mensch bedient sich seiner Mundart ohne Nachdenken und Vergleichen, und doch erkennt man erst durch Vergleichen den Wert des oft gering geschätzten Eigentums, wie man sich auch der Vorzüge seines Vaterlandes erst in der Fremde bewusst wird. Bei alledem darf man aber nicht vergessen, dass unser Volk trotz seiner Einfachheit ein geistig sehr gebildetes ist, und da sich jedermann der Mundart bedient, so werden verhältnismässig viele zur Vergleichung herausgefordert und zwar auch Gelehrte, die teilweise mit dem Volksleben in inniger Verbindung stehen, wie Franz Joseph *Stalder,* der schon 1812 als Pfarrer von Entlebuch sein schweizerisches Idiotikon herausgab. In diesen beinahe hundert Jahren hat zwar der Dialekt viel kostbares Gut eingebüsst; aber verschwunden ist er doch noch lange nicht. Und gerade durch alle die Bemühungen des 19. Jahrhunderts, das Augenmerk auf die Mundarten zu richten und ihnen ihre geschichtliche Stellung anzuweisen, zum Teil auch durch ihre Abschleifung ist die Teilnahme an solchen Fragen gewachsen. Das neue schweizerische Idiotikon, wiewohl von Fachgelehrten verfasst und auch nur von solchen ganz verstanden, hat doch Eingang bei vielen Gebildeten gefunden, und in diesen Kreisen ist ja die Gefahr der Verwitterung am grössten. Zeitungsauszüge belehren jeweilen das Publikum, welchen Schatz an volkstümlicher Weisheit es in seinen Mundarten besitzt. Mancher, der früher nur mit Zögern sich einer kernhaften Redensart bediente, braucht sie jetzt vielleicht bewusst und bemüht sich, seinen Dialekt möglichst rein zu handhaben. (Dabei muss dem oft von Ausländern gehegten Vorurteile entgegengetreten werden, dass gemeine Ausdrücke das

Wesen desselben ausmachen.) Die Mundart wird in der Schule weniger mehr geschmäht, als zu der Zeit, die R... G.... (Schweizerische Lehrerinnen-Zeitung 1905, S. 170) schildert: « Als ich vor Zeiten die Sekundarschule besuchte, hatten wir einen Deutschlehrer, der gegen unsere eigentlichste Muttersprache, den Emmentaler Dialekt, eine grosse Abneigung, ja einen eigentlichen Widerwillen empfand . . . . Der Kampf ums Dasein war für unsern Lehrer zum grossen Teil ein Kampf gegen unsern Dialekt, und darum stand er diesem schliesslich so feindlich gegenüber. Von der Hartnäckigkeit dieses Kampfes hat der Deutschlehrer von heute keine Ahnung. » Das Schulmeisterdeutsch, das O. v. Greyerz in seinem Glasbrunnen-Festspiel verspottet und das auch jener Lehrer sprach, ist ziemlich ausgestorben.

Welchen Anklang in weiten Schichten der Bevölkerung fand die Sammlung « Schwizerdütsch » von O. Sutermeister, und wie günstig wurde neuerdings das oben erwähnte Werk « Bärndütsch » von E. Friedli aufgenommen! Wie rasche Verbreitung fanden die berndeutschen Lustspiele O. v. Greyerz' und die stadtbernischen Erzählungen R. v. Tavels! Schweizerdeutsche Lieder wie « 's Vreneli ab em Guggisberg » erfreuen sich gerade in den letzten Jahrzehnten steigender Beliebtheit. Vor neun Jahren wurde die schweizerische Gesellschaft für Volkskunde gegründet, die ein eigenes « Archiv » herausgibt mit Beiträgen, die viel Mundartliches enthalten. Die « Folklore » ist eine Wissenschaft geworden, und wenn vielleicht gerade hierin eine Gefahr steckt, so wird doch manches Samenkorn hinausgetragen, das ungeahnt aufgeht und Frucht trägt.

Unsere Zeit hat das Wort « Heimatkunst » gebildet, die eine der massgebendsten Richtungen der neueren Literatur bezeichnet. Der allgemeinen Verflachung gegenüber verspürt man das Bedürfnis, die einzelnen Gegenden des deutschen Sprachgebiets in ihrer Besonderheit kennen zu lernen, und so hat denn fast jede Landschaft ihren eigenen Darsteller gefunden, der die Mundart in ausgedehntem Masse zu Hülfe nimmt, um seinen Gebilden Lokalfarbe zu verleihen. Die Steiermark hat ihren Rosegger, Schleswig-Holstein seinen Storm und Frenssen, Schlesien seinen Gerhard Hauptmann, die Eifel ihre Klara Viebig, die Schweiz ihren Ernst Zahn, Meinrad Lienert u. a., von den ältern J. Gotthelf, dem eigentlichen Begründer eines örtlich gefärbten Schriftdeutsch, und G. Keller ganz zu schweigen. Schon die älteren Dialektdichter, die Alemannen Hebel und Usteri, die Niederdeutschen Reuter und Groth, haben ihre Mundarten sehr zu Ehren gebracht, so dass in den Hansastädten auch Gebildete sich des « Platt » befleissen.

Der jüngst gegründete Verein für *Heimatschutz* wollte zuerst auch

die Mundart in seinen Bereich ziehen, verzichtete aber darauf, weil die Sprache ein zu weites Gebiet sei. Aber an sich gehört die Erhaltung der Dialekte auch zu seinen Aufgaben: Jeder Stadt, jeder Landschaft ihr eigenartiges Gepräge zu lassen und deren Verunstaltung zu verhindern ist sein Zweck; denn alles, was Eigenart, Charakter hat, ist lebenswert, ist sozusagen eine Persönlichkeit.

Was können wir denn aber tun, um das Schweizerdeutsche zu erhalten? Im Gegensatze zu Schleicher, der a. a. O., S. 112, die Mundart wenigstens im schriftlichen Gebrauch auf ihren Kreis beschränkt wissen will, bemerkt Tappolet a. a. O., S. 19: «Die Mundart ist wie jede Sprache bildungsfähig, anpassungsfähig» und folgert daraus, dass sie auch für die Darstellung höherer Gedanken geeignet sei, wenn wir sie nur dafür brauchen. *Also behalten wir erstens den Dialekt wenigstens da, wo er teilweise noch üblich ist,* nämlich ausser der gewöhnlichen Unterhaltung auch in Vereinen, und zwar womöglich auch in politischen und wissenschaftlichen, ferner in öffentlichen Versammlungen und Reden, bei denen er ja nach Winteler vor der Phrase schützt, endlich in Behörden, soweit dies noch üblich und wegen Mehrsprachigkeit möglich ist (in der Bundesversammlung würde es natürlich nicht angehen). Durch all dies könnte die Mundart veredelt und bereichert werden, nur müsste man *eine* Klippe umschiffen: schriftdeutsche Fügungen in den Dialekt zu verpflanzen nach dem Muster des von Greyerz (Die neuere Sprachentwicklung etc. S. 11) erwähnten Beispiels: «Die Anzahl der Mitglieder üseres Vereins». Erst dann ist eine Rede wahrhaft mundartlich, wenn sie nicht wie aus dem Hochdeutschen übersetzt klingt; störend ist mir unter anderem die in keiner feierlichen berndeutschen Ansprache fehlende pastorale Redensart: *je und je.* Das ist es auch, was den meisten mundartlichen Schriften einen Teil ihres Wertes raubt, diese hochdeutschen Fügungen, die man schon nicht ohne Grund einem *F. Reuter* vorgeworfen hat, dessen Werke in der Tat teilweise zuerst hochdeutsch geschrieben waren. Aber auch schweizerdeutsche Schriftsteller verfallen oft in den Fehler schriftdeutschen Denkens. Für uns ist es ebenso schwierig, reine Mundart zu schreiben, wie einem Mönche des 9. Jahrhunderts deutsch; wie dieser lateinisch schreiben gelernt hat, so wir hochdeutsch, und das macht sich überall fühlbar, wo wir es nicht mit Gegenständen des täglichen Lebens, sondern mit solchen Dingen zu tun haben, die wir durch Lesen kennen lernen.

Etwas Störendes hat der Gebrauch der Schriftsprache besonders bei Tischreden an Familienfesten, weil sie einen fremden Ton hineinbringt, der zur Gemütlichkeit der übrigen Unterhaltung nicht stimmt

und etwas Gespreiztes an sich hat. Gerade *Gemütlichkeit* ist aber ein Hauptvorzug des Dialekts überhaupt, weil er das erste ist, was wir aus dem Munde der Mutter hören, und weil wir uns beim Sprechen desselben keinen Zwang antun. Auf alle Fälle ist gutes Schweizerdeutsch besser als schlechtes Hochdeutsch. « Bliebe uns nur das letztere, so würden wir damit zu geistigen Hinterwäldlern Deutschlands degradiert, als welche wir bereits oft genug behandelt werden, *weil wir uns in unserem schriftdeutschen Sprachkleide schlecht präsentieren* », sagt Winteler a. a. O., S. 11. Jedenfalls wollen wir uns nicht von Ausländern vorschreiben lassen, welcher Sprache wir uns im Umgang mit Schweizern bedienen sollen, wie Tappolet a. a. O., S. 24, anzunehmen scheint: « In den schweizerischen Fremdenhôtels gilt das Hochdeutsche für feiner. *Man muss sich bald schämen, mit einem Kellner Dialekt zu reden.* Es wird einem gerne von Ausländern als unpassende Vertraulichkeit ausgelegt. »

Da uns nun aber das Hochdeutsche in Schule und Kirche und zum Teil im öffentlichen Leben doch unentbehrlich ist, sollen wir uns zu diesem Zwecke mit dem sogenannten Schweizerhochdeutsch zufrieden geben? Damit kommen wir zum zweiten Mittel, den Dialekt zu heben: der Schüler soll *Mundart und Schriftsprache möglichst rein reden lernen.* Darum fordert v. Greyerz vom deutschen Sprachunterricht in These VII, *c* seines Vortrages: « Er erzielt eine scharfe Trennung zwischen Schriftsprache und Mundart, zum Vorteil der Reinheit beider, und verdrängt jene vielverbreitete Mischsprache, die weder Mundart noch Schriftsprache ist».

Tappolet hält zwar a. a. O., S. 37, vom sprachgeschichtlichen Standpunkt eine solche « Doppelsprachigkeit » für unmöglich; vergleichen wir aber das heutige Schweizerhochdeutsch mit dem vor 20—30 Jahren, so hat sich doch eine allmähliche Verfeinerung vollzogen; warum sollte es nicht noch besser werden?

Wie weit man in der hochdeutschen Aussprache gehen soll, kann mit einigen Worten nicht gesagt werden. Dass aber etwas geschehen muss, betont schon Mörikofer a. a. O., S. 42. Manchem wirft man Geziertheit vor, wenn er nicht mit schweizerischer Färbung hochdeutsch redet. Geziert ist aber nur das Gequälte; wer von früh auf Ohr und Mund gewöhnt hat, dem fliessen die uns weniger geläufigen Laute ganz leicht von den Lippen, und seine Rede strömt ganz natürlich dahin, wie ich an zahlreichen Schülern bemerkt habe; wer aber erst nach der Schulzeit seine Artikulationsgewohnheiten ändert, wird es schwerlich mehr zur Bemeisterung seiner Sprachwerkzeuge bringen und spricht weder schön noch natürlich. *H. Wissler* hat in einem

trefflichen Aufsatze «Schweizerisches Schriftdeutsch oder reines Schriftdeutsch?» (Schweizerische Lehrerzeitung 1905, Nr. 36 und 37) die schwierige Frage in sehr befriedigender Weise behandelt, indem er nicht unsere Alemannen zu Berlinern machen will, sondern mässige Forderungen stellt und diese je nach dem Bildungsgrad und den Bedürfnissen abstuft.

Werfen wir einen Rückblick auf den Gang unserer Untersuchung, so haben wir gefunden, dass der Fortbestand des Schweizerdeutschen bedroht ist, wenn auch nicht in dem Masse, wie von gewisser Seite angenommen wird; dass manche ihm den Untergang aus praktischen Gründen wünschen, dass aber die Hoffnung, der Ersatz der Mundart durch die Schriftsprache werde uns zu Lehrmeistern des Deutschen machen, wie die welsche Schweiz ein solcher für das Französische ist, schwerlich in Erfüllung ginge. Trotz der mancherlei Nachteile, die das Vorherrschen der Dialekte mit sich bringt, ist doch ihr Fortbestand anzustreben vom Standpunkte des Volkstums, sowie aus historisch-ästhetischen, allgemein sprachlichen, ethischen und politischen Gründen. Wenn eine Aenderung der Sprache auch nicht den ganzen Charakter umgestaltet, so beeinflusst sie doch Denken und Fühlen. Bei aller Dialektfreundlichkeit bedauern wir es aber nicht, dass die Schweiz für den literarischen Gebrauch die neuhochdeutsche Sprache angenommen hat. Es wurde die Schwierigkeit, auf die Mundart einzuwirken, betont, aber angesichts der Teilnahme weiter Kreise an Volkstum und Heimatschutz doch die Hoffnung ausgesprochen, einen Einfluss auszuüben in dem Sinne, dass Mundart und Schriftsprache schon in der Schule möglichst rein gehandhabt werden.

Einen wichtigen Bundesgenossen finde ich in *J. Hunziker,* welcher *wie wir keinen Rassenkampf will,* aber in seiner Schrift «Der Kampf ums Deutschtum», 10. Heft «Schweiz» (München 1898), S. 62, zu dem Schlussergebnis gelangt: der Vorteil, den die weltgewandtere Entwicklung der französischen Kultursprache den Welschen gewähre, könne auf deutscher Seite nur *durch weit intensivere Pflege der Schriftsprache neben der Mundart* aufgewogen werden. «Wir sagen mit Bedacht: *neben* der Mundart. Denn die Mundarten sind der fruchtbare Untergrund, in welchen die Gemeinsprache ihre Wurzeln senkt und aus dem sie stets neue Kräfte schöpft.» Darin freilich weicht Hunziker von uns ab, dass er a. a. O. für das *öffentliche* Leben durchweg die Schriftsprache verlangt.

Morf sagt in seiner mehrmals angeführten Schrift, die zufällig im gleichen Jahre wie diejenige Tappolets (1901) erschien: «Der Sentimentalität sich zu entschlagen gilt es auch in der Beurteilung unserer ale-

mannischen Mundart. Ausgeprägte Mundarten sind Verkehrshemmnisse. Sie sind die Wonne des Linguisten, sie sind dem Patrioten teuer, sie sind Wahrzeichen des nationalen Lebens, wie die Trachten — sie werden schwinden wie diese ..... Die Schule ..... hilft die Mundart zersetzen und bereitet einem dialektisch gefärbten Hochdeutsch den Weg.»

Dem möchten wir eben entgegentreten und trotz den beiden Sprachhistorikern, die ein ‚laisser faire, laisser aller‘ befürworten, gern retten, was zu retten ist. Wenn es nach Morf ginge, so dürfte man auch dem Fremdwörterunwesen nicht steuern; denn er hält Aushängeschilder mit «Tailleur» und «Cordonnier» für «Quisquilien» (a. a. O., S. 54). Dass man aber mit bewusster Tätigkeit in sprachlichen Dingen etwas erreichen kann, beweist die Abnahme der Fremdwörter in gutem deutschem Stil seit einigen Jahrzehnten. Darum lassen wir auch in Hinsicht auf unsere Mundart von unseren Forderungen nicht ab. Die Schule soll nicht ein dialektisches, sondern ein verfeinertes Hochdeutsch pflegen, das zum gewandten Verkehr mit Deutschen befähigt und uns nicht als Tölpel erscheinen lässt; sie soll uns auch in den Stand setzen, Werke der schönen Literatur wirklich schön zu lesen und vorzutragen. Anderseits soll aber die Schule die Achtung vor der Mundart aufrecht erhalten und stärken. Was hilft uns der von Morf auf S. 60 gespendete Trost, dass das Schweizerische Idiotikon «als nationales Denkmal einer sprachlichen Minderheit seinesgleichen sucht»? Wir wollen nicht eine gleichsam in Weingeist aufbewahrte Mundart, sondern eine solche, deren Geist noch täglich neu und lebendig ist. Mit noch grösserem Rechte könnte man sagen: Brechet alle Denkmäler der Vorzeit, die den Verkehr hemmen, nieder, z. B. das Spalentor in Basel, den Zeitglockenturm in Bern, und stellt einige Trümmer ins historische Museum wie vom Christoffelturm!» Es ist in neuerer Zeit genugsam, auch von Altertumsforschern, betont worden, dass, was man an Ort und Stelle lassen könne, auch dort bleiben sollte; ja, ich hörte von einem geistvollen Manne das scheinbar widersinnige Urteil: «Museen sind Geschmacklosigkeiten», weil da gleich und gleich in Parade dasteht. — Unsere Mundart gehört vorläufig noch nicht in ein Raritätenkabinett; nicht eine einbalsamierte Mumie ist sie, sondern ein lebendiger Sprachkörper. Das Idiotikon soll nicht töten und begraben, sondern im Gegenteil zu frischem Leben erwecken helfen. Wir aber wollen das Unsrige tun dass die Prophezeiungen Morfs und Tappolets nicht so bald in Erfüllung gehen.



Der Deutschschweizerische Sprachverein

fordert hiermit zum Beitritt und zur Mitarbeit auf.

Wir pflegen und schützen unsere Muttersprache und unser Volkstum, denn beide werden in unserer Heimat unterschätzt und vernachlässigt und verlieren darum unaufhörlich an Boden. Die Volkszählungen beweisen es. Wir verurteilen namentlich französische Schilder, Briefköpfe, Ansichtskarten, Speisekarten usw. da, wo deutsche hingehörten; wir bekämpfen ferner die Fremdwörtersucht und jede Art Verwilderung im Gebrauche unserer Muttersprache. Auch im öffentlichen Leben wöchten wir dieser zu ihrem Recht verhelfen.

Nur durch kräftiges Zusammenwirken aller, denen unsere Sache am Herzen liegt, lässt sich das erreichen.

Christmonat 1905.

Der Deutschschweizerische Sprachverein.

Auszug aus den Satzungen:

Der Deutschschweizerische Sprachverein ist ein Bund von Schweizerbürgern zur Pflege und zum Schutz der deutschen Sprache in der Schweiz.

Er will Liebe und Verständnis für die deutsche Muttersprache wecken, das im Sprachgefühl schlummernde Volksbewusstsein kräftigen und der deutschen Sprache auf schweizerischem Boden zu ihrem Rechte verhelfen.

Die Mitglieder des Deutschschweizerischen Sprachvereins machen sich zur Aufgabe:

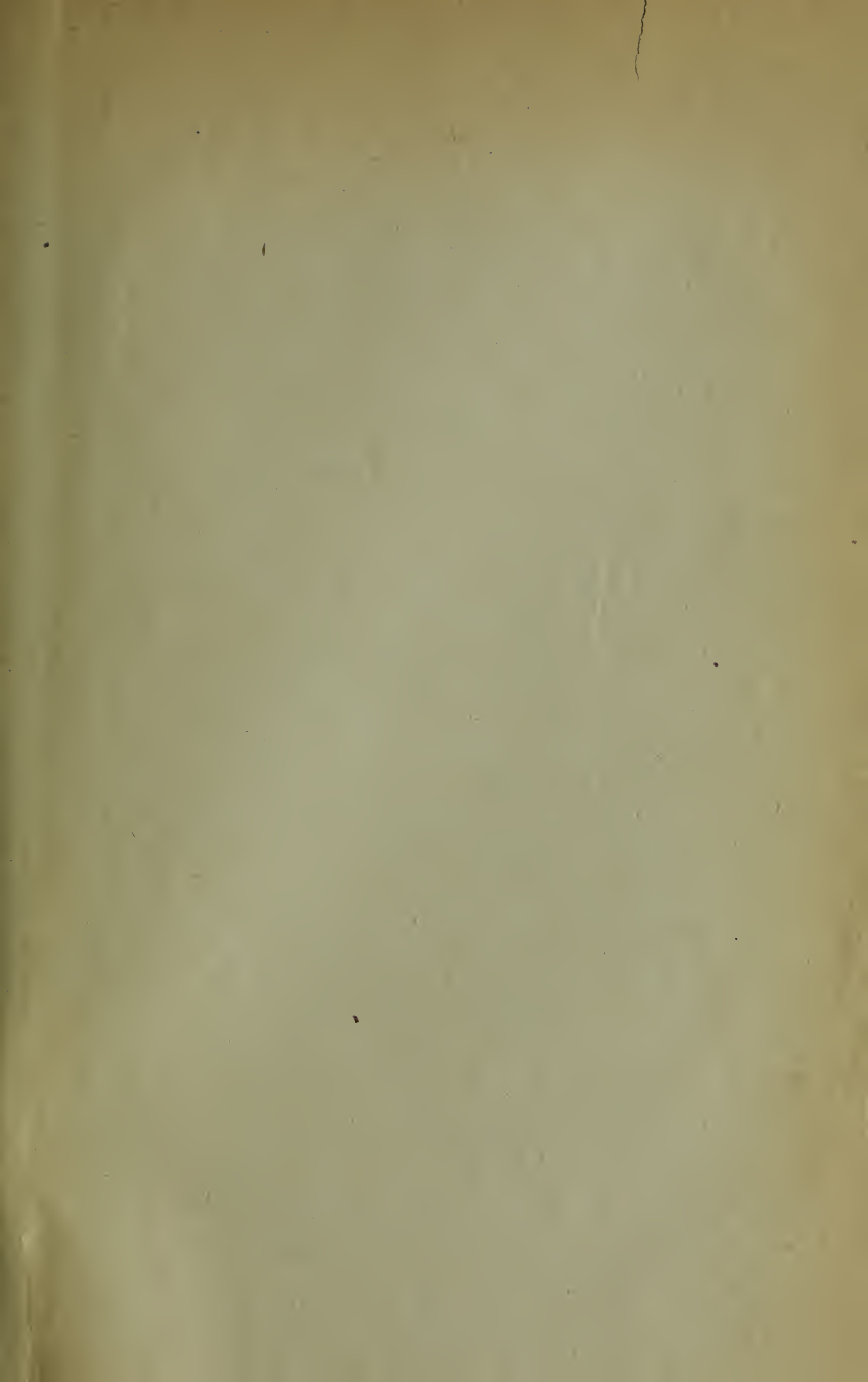
1. im eigenen Sprachgebrauch, sowohl in der Mundart als in der Schriftsprache, Reinheit, Eigenart und Schönheit der deutschen Sprache zu pflegen und
2. in ihrer Umgebung für diese Bestrebungen einzutreten und Freunde zu werben.

Die Einnahmen des Vereins bestehen:

1. aus einem Jahresbeitrag der Mitglieder von fünf Franken und
2. aus freiwilligen Beiträgen.

Hiefür wird jedem Mitglied eine fachwissenschaftliche Zeitschrift kostenlos zugesandt. Ebenso sollen noch andere geeignete Arbeiten kostenlos oder zu ermässigten Preisen an die Mitglieder abgegeben werden.

Zuschriften sind zu richten an die *Geschäftsstelle des Deutschschweizerischen Sprachvereins in Zürich.*




3 0112 078144786